Friedrich Nietzsche.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Von *Franz Rathmann*, Milwaukee, Wis.

I.

Faust, angewidert von aller Schul- und Buchweisheit, ergiebt sich der Magie, um durch diese die Natur in ihrem innersten Wesen zu ergründen. Aber sowohl der Weltengeist als auch der Erdgeist sind ihm zu überwältigend, und er schliesst seinen Vertrag mit Mephistopheles. Er verflucht alles, was ihm je als heilig und erstrebenswert gegolten hat:

„So fluch' ich allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsere Sinne drängt!
Verflucht, was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müssigem Ergetzen
Die Polster uns zurechte legt!
Fluch sei dem Balsamduft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben!
Und Fluch vor allem der Geduld!"

Aber der unsichtbare Geisterchor erwidert ihm hierauf:

„Weh! weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie erschlagen!
Wir tragen
Die Trümmer ins Nichts hinüber,
Und klagen
Über die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger

Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Kaum hat also Faust alles Alte, das den Menschen ans Dasein fesselt, verflucht, so regt sich in seinem Innern auch sofort das Bedürfnis, eine neue ähnliche Welt wiederaufzubauen, aber sie soll glühender leidenschaftlich, wahrer, inniger, wunderbarer, wechselvoller, edler sein. Er tritt seine Lehr- und Wanderjahre an, indem er sich in den Strom des Menschenlebens stürzt.

„Der grosse Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschliesst sich die Natur,
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen."

Was Faust versagt war, nämlich die Natur in ihrem innersten Wesen zu fassen, das vollbringt Nietzsches Held Zarathustra.

„Als Zarathustra dreissig Jahre alt war, verliess er seine Heimat und den See seiner Heimat und ging in das Gebirge. Hier genoss er seines Geistes und seiner Einsamkeit und wurde dessen zehn Jahre nicht müde."

Es ist wohl klar, dass Zarathustra vorher die Rätsel des menschlichen Daseins mit Hilfe aller aufgestellten philosophischen Systeme und eigenen Nachdenkens zu lösen gesucht hat. Aber er sieht das vergebliche seines Bemühens, er geht in die Einsamkeit,horcht auf die Flüsterungen seiner eigenen reichen Seele und sucht sein Ich mit der ihm umgebenden grossen Natur in Einklang zu bringen. Nachdem die Gesichte voll und klar geworden, da geht er wieder zu den Menschen, um ihnen seine Schätze zu schenken. Aber seine Erfahrungen sind trübe, die Menschen verstehen ihn nicht, sie verhöhnen ihn, und nun beginnt jene Fülle von Reden, in denen er das Unzulängliche aller bisherigen sittlichen Grundsätze zu verdeutlichen und durch glühende Schilderungen eines höheren Menschendaseins das Verlangen darnach zu erwecken und den Glauben daran zu festigen sucht. Er selbst wird im Laufe der Reden immer reicher, freier und fester. Man achte nur auf den Inhalt, die Darstellung und den Tonfall der Rede in den vier verschiedenen Büchern, aus denen das Werk besteht. Ist im Anfange eine gewisse Scheu und Schwermut, ein Bangen und Verzagtsein zu bemerken, so sehen wir ihn, je weiter das Werk fortschreitet, an innerer Festigkeit und Klarheit gewinnen, wir sehen ihn auf immer freieren Höhen, von denen herab er das menschliche Getriebe immer deutlicher erschaut und einen immer weiteren Ausblick gewinnt.

Zarathustra hatte seine „Asche“ in die Berge getragen und war als ein Verwandelter zu den Menschen zurückgekehrt, aber erst ganz am Ende des Werkes, nachdem er sich von seiner gefährlichsten Schwäche, dem Mitleid, befreit hat, wird er reif für seine Aufgabe. Im vierten Buche werden uns „höhere Menschen“, die Zarathustra im Gebirge trifft, vorgeführt. An und in ihnen ist noch viel Unzulängliches, noch viel Menschliches, Allzumenschliches. Zarathustra sucht sie zu trösten, zu ermutigen und für seine Lehre zu befähigen. Er hat Mitleid mit ihnen. Als er aber an einem frühen Morgen aus seiner Höhle hervortritt, „glühend und stark wie eine Morgensonne“, sprach er, wie er einst gesprochen hatte:

„Du grosses Gestirn, du tiefes Glücksauge, was wäre all dein Glück, wenn du nicht die hättest, welchen du leuchtest!

Und wenn sie (die höheren Menschen) in ihren Kammern blieben, während du schon wach bist und kommst und schenkst und austeilst: wie würde darob deine stolze Scham zürnen.“

Diese „höheren Menschen“, die nicht frei und willig sind, sich dem Vollbringen eines grossen Werkes hinzugeben, sind nicht die rechten Gefährten für Zarathustra. Aber seine Tiere, der Adler und die Schlange, sind wach, weil er wach ist.

„Mein Adler ist wach und ehrt gleich mir die Sonne.

Mit Adlersklauen greift er nach dem neuen Lichte. Ihr seid meine reichsten Tiere; ich liebe euch!

Aber noch fehlen mir meine rechten Menschen!“—

Als Zarathustra das gesprochen hatte, da wurde er von einer Wolke liebender Tauben überschüttet und seine Hand griff in das zottige Fell eines ihm zu Füssen liegenden mächtigen Löwen. Die Natur in ihrer langsamen, klug tastenden Weise, in ihrem erhabenen, himmelhochstrebenden Stolze, in ihrer sanften, anschmiegenden Güte und Liebe und in ihrem löwenstarken Wollen erkennt Zarathustra als den ihren an. Er ist eins mit ihr geworden. Und so, ohne Fehl, ruft er aus: „Trachte ich denn nach Glück? Ich trachte nach meinem Werke!“ Man suche die Höhe und erschütternde Tragik dieser Worte zu fassen! Ein hohes Werk gilt es zu vollenden. Wer dazu nicht frei und reif ist, soll auch nicht mitwirken, um das Werk nicht zu gefährden. Deshalb muss er sich von diesen „höheren Menschen“ trennen. Fausts ganze Laufbahn ist eine ununterbrochene Kette von Begehren, Vollbringen und Geniessen:

„Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt.“

Auf der Schwelle des Todes stehend, lässt er einen Sumpf austrocknen, um mit freiem Volke auf freiem Grunde zu stehen. Er glaubt, dass dann der Augenblick da wäre, wo er ausrufen würde:

„Verweile doch, du bist so schön!“

Nachdem er seine letzten Worte:

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Geniess ich jetzt den höchsten Augenblick,"

gesprochen, sinkt er zurück und stirbt.

„Ihn sättigt keine Lust, ihm g'nügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechselnden Gestalten."

sagt darauf Mephistopheles.

Wir sehen also, dass Faust alles begehrt, um sich Freude und Genuss zu verschaffen. Zarathustra hat die Geheimnisse und Freuden in sich; er will sie andern mitteilen und sie teil daran nehmen lassen. Faust will thätig sein und ein Werk vollenden, um sich durch den Anblick des Vollbrachten Genuss zu verschaffen und um seiner Person ein bestimmtes, individuelles Dasein zu geben. Zarathustra trägt seine Aufgabe, sein Werk in sich. Er will es aus sich herausstellen, alles Lebendige und Tote in der Natur daran teilnehmen lassen. Faust steigert seine Natur, indem er sie befähigt, immer Reineres, Edleres und zugleich schärfer Umgrenztes zu geniessen. Zarathustra aber sucht seine Seele zu befreien, zu läutern und stark und mild zu machen, um zum Vollbringen seines Werkes reif zu werden. Wie aber Zarathustra gerungen hat, seine Seele von allen falschen Tugenden und einschränkenden Überlieferungen zu befreien, der befreiten Seele einen Inhalt zu geben und diese Seele zu hegen und zu pflegen, mögen einige Stellen aus dem Hymnus „Von der grossen Sehnsucht" zeigen.

„Oh meine Seele, ich lehrte dich Heute sagen wie „Einst" und „Ehemals" und über alles Hier und Da und Dort deinen Reigen hinwegtanzen.

Oh meine Seele ich erlöste dich von allen Winkeln, ich kehrte Staub, Spinnen und Zwielicht von dir ab.

Oh meine Seele, ich wusch die kleine Scham und die Winkeltugend von dir ab und überredete dich, nackt vor den Augen der Sonne zu stehn.

* * *

Oh meine Seele, ich gab dir das Recht, Nein zu sagen wie der Sturm, und Ja zu sagen, wie offner Himmel Ja sagt: still wie Licht stehst du und gehst du nun durch verneinende Stürme.

* * *

Oh meine Seele, deinem Erdreich gab ich alle Weisheit zu trinken, alle neuen Weine und auch alle unvordenklich alten starken Weine der Weisheit.

Oh meine Seele, jede Sonne goss ich auf dich und jede Nacht und jedes Schweigen und jede Sehnsucht: — da wuchsest du mir auf wie ein Weinstock.

Oh meine Seele, überreich und schwer stehst du nun da, ein Wein-

stock mit schwellenden Eutern und gedrängten braunen Gold-Weintrauben: —

— gedrängt und gedrückt von deinem Glücke, wartend vor Überflusse und schamhaft noch ob deines Wartens.

* * *

Deine Fülle blickt über brausende Meere hin und sucht und wartet; die Sehnsucht der Über-Fülle blickt aus deinem lächelnden Augen-Himmel!"

* * *

Entsprechend der verschiedenen Natur der beiden Dichtwerke ist auch ihre Wirkung auf uns eine andere. Man nehme scheinbar echt lyrische Ergüsse im Faust, wie Gretchen vor der mater dolorosa:

„Ach neige
Du Schmerzensreiche
Dein Antlitz gnädig meiner Not!" etc.

Wir sehen unverwandt das hilflose Mädchen vor dem Bilde knieen, von Jammer übergossen und von Schmerz durchbebt. Wir suchen das Bild immer klarer, tiefer zu erfassen; das ist unser Verlangen, das ist unser Genuss. Je klarer, reiner und edler nun das vom Dichter geschaffene Bild ist, um so reiner, edler und ungetrübter wird auch unser Geniessen, um so mehr kann unsere Natur in dieser Richtung gesteigert werden. Man nehme Nietzsches Nachtlied dagegen:

„Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.

Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir; das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe.

Licht bin ich: ach, dass ich Nacht wäre! Aber dies ist meine Einsamkeit, dass ich von Licht umgürtet bin.

Ach, dass ich dunkel wäre und nächtig! Wie wollte ich an den Brüsten des Lichts saugen!" etc

Gehen wir den ganzen Hymnus durch, suchen wir uns etwas vor unser Auge zu stellen und festzuhalten? Nein, nirgends! Aber wir horchen, wir suchen mit dem Ohr zu fassen, mit dem Ohr, das zu unserm innern Sinn spricht. So heisst es von der Hand, die zurückhält, indem sich ihr eine andere entgegenstreckt: „Dem Wasserfalle gleich zögernd, der noch im Sturze zögert." Wir sehen den im Sturze zögernden Wasserfall ganz deutlich, aber nur für einen Augenblick, denn das Bild geht sofort in unsern innern Sinn ein, wir hören es mehr als dass wir es sehen.

In Nietzsches Werken und besonders in seinem Zarathustra ist eine Fülle der wundersamsten Gemälde und Bilder aus allen Naturreichen. Aber von allen diesen gilt das Gesagte, dass sie nämlich nur für einen

Augenblick unser Auge beschäftigen, auch wenn sie noch so ausführlich, deutlich und bestimmt sind. Sie gehen sofort in unser innerstes Sein ein, und wir selbst werden mit dem innersten Sein aller Dinge vereint, wir gehen darin auf. Der Zauber der Goetheschen Gemälde besteht aber gerade darin, sie vor unser Auge zu bringen und sie anzuschauen. — Suchen wir uns die Verschiedenheit beider Künstlernaturen klar zu machen, indem wir sehen, wie Goethe und Nietzsche die uns umgebende Natur erfassen.

Die Nacht als die Zeit der Ruhe schildert Goethe im Faust:

„Nacht ist schon hereingesunken,
Schliesst sich heilig Stern an Stern;
Grosse Lichter, kleine Funken
Glitzern nah und glänzen fern;
Glitzern hier im See sich spiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht;
Tiefsten Ruhens Glück besiegelnd,
Herrscht des Mondes volle Pracht.

Die tiefe Ruhe in der Nacht gegenüber dem Treiben und Hasten des Tages lässt uns den Trost finden, dass auch unser Herz bald ruhen wird:

„Warte nur, balde
Ruhest auch du."

Sie ist die Urheberin höherer, ewiger Gefühle, die uns dem irdischen Gewühle entrücken, wie im Nachtgesang:

„Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! was willst du noch mehr."

Dann ist aber die Nacht auch die Mutter aller Schrecken, unter ihrem Dunkel treiben die bösen Geister ihr Wesen. Die sich an Sümpfen hinziehenden Nebelstreifen werden zu Gestalten, die Nacht schafft tausend Ungeheuer, die Eiche steht im Nebelkleide wie ein aufgetürmter Riese da, die Finsternis sieht mit hundert schwarzen Augen aus dem Gesträuche. Der Mond sieht kläglich von einem Wolkenhügel aus dem Duft hervor. „Erlkönig", Willkommen und Abschied.

In Nietzsches Zarathustra erscheint uns die Nacht nicht als die Zeit der tiefsten Ruhe, sondern der grössten Stille, in der wir unserer innersten Gefühle und verborgensten Gedanken uns bewusst werden:

„Still! Still! Da hört sich manches, das am Tage nicht laut werden darf; nun aber, bei kühler Luft, da auch aller Lärm eurer Herzen stille ward, — nun redet es, nun hört es sich, nun schleicht es sich

in nächtliche überwache Seelen: ach! ach! wie sie seufzt! wie sie im Traume lacht!

— hörst du's nicht, wie sie heimlich, schrecklich, herzlich zu dir redet, die alte tiefe, tiefe Mitternacht?

O Mensch, gieb acht!"

Wie bei Goethe die Nacht die Mutter aller Schrecken ist, die sich den Sinnen bieten, so erwachen in Nietzsches Zarathustra während der Nacht alle böse Erinnerungen und Ahnungen in unserer Seele. In einer kalten und hellgestirnten Nacht steigt Zarathustra vom Gebirge zum Meer hinab:

„Ach, diese schwarze traurige See unter mir! Ach, diese schwarze nächtliche Verdrossenheit! Ach, Schicksal und See! Zu euch muss ich nun hinab steigen!"

Vor dem Meere stehend sagt er:

„Es schläft jetzt alles noch, sprach er; auch das Meer schläft. Schlaftrunken und fremd blickt sein Auge nach mir.

Aber es atmet warm, das fühle ich. Und ich fühle auch, dass es träumt. Es windet sich träumend auf harten Kissen.

Horch! Horch! Wie es stöhnt von bösen Erinnerungen! Oder bösen Erwartungen?"

Während es bei Goethe heisst, dass die Nacht sich über seinen Klagen wölbte, und dass die Nacht mit schweren Fittigen viele Thaten birgt, heisst es im Zarathustra mit bedeutungsvollem Unterschiede: „Der Markt barg sich in Dunkelheit."

Die Nacht geht vorüber und der Morgen kündet sich an. Die Erde in ihrer ganzen Frische und Schönheit liegt vor uns und sie erweckt in uns den Beschluss, zum höchsten Dasein zu streben. So sagt Faust erwachend.

„Des Lebens Pulse schlagen frischlebendig,
Ätherische Dämmrung milde zu begrüssen;
Du Erde warst auch diese Nacht beständig,
Und atmest neu erquickt zu meinen Füssen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben,
Du regst und rührst ein kräftiges Beschliessen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben. —
In Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimmigem Leben,
Thal aus, Thal ein ist Nebelstreif ergossen;
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Äste, frisch erquickt, entsprossen
Dem duft'gen Abgrund, wo versenkt sie schliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt sich los vom Grunde,
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen;
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

Ist nun bei Nietzsche die Nacht die Zeit der grössten Stille und der innersten Sammlung, so wird der Himmel vor Sonnenaufgang zum Abbild der gewonnenen inneren Klarheit und Sicherheit der Seele und ihres reinen schöpferischen Wollens:

„O Himmel über mir, du Reiner! Tiefer! Du Lichtabgrund! Dich schauend schaudre ich vor göttlichen Begierden.

In deine Höhe mich zu werfen — das ist meine Tiefe! In deine Reinheit mich zu bergen — das ist meine Unschuld!

Den Gott verhüllt seine Schönheit: so verbirgst du deine Sterne. Du redest nicht: so kündest du mir deine Weisheit.

Stumm über brausendem Meere bist du heut mir aufgegangen, deine Liebe und deine Scham redet Offenbarung zu meiner brausenden Seele.

Dass du schön zu mir kamst, verhüllt in deine Schönheit, dass du stumm zu mir sprichst, offenbar in deiner Weisheit:

Oh wie erriete ich nicht alles Schamhafte deiner Seele! Vor der Sonne kamst du zu mir, dem Einsamsten.

Wir sind Freunde von Anbeginn: uns ist Gram und Grauen und Grund gemeinsam; noch die Sonne ist uns gemeinsam.

Wir reden nicht zu einander, weil wir zu vieles wissen —: wir schweigen uns an, wir lächeln uns unser Wissen zu.

Bist du nicht das Licht zu meinem Feuer? Hast du nicht die Schwesterseele zu meiner Einsicht?

Zusammen lernten wir alles; zusammen lernten wir über uns zu uns selber aufsteigen und wolkenlos lächeln: —

— wolkenlos hinab lächeln aus lichten Augen und aus meilenweiter Ferne, wenn unter uns Zwang und Zweck und Schuld wie Regen dampfen.

Und wanderte ich allein: wes hungerte meine Seele in Nächten und Irr-Pfaden? Und stieg ich Berge, wen suchte ich je, wenn nicht dich, auf Bergen?

Und all mein Wandern und Bergsteigen: eine Not war's nur und ein Behelf des Unbeholfenen: — fliegen allein will mein ganzer Wille, in dich hinein fliegen!" etc.

Die Sonne kündet sich durch das Erglühen der höchsten Gipfel an und spendet neuen Glanz, aber kaum tritt sie hervor, so werden wir durch ihren vollen Schein geblendet und, unfähig das Leben in seiner ganzen Fülle zu geniessen, kommen wir zu der Überzeugung, dass wir nur am farbigen Abglanz das Leben haben. So fährt Faust fort:

„Hinaufgeschaut! — Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts geniessen,
Das später sich zu uns hernieder wendet.

Jetzt zu der Alpe grüngesenkten Wiesen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gespendet,
Und stufenweis herab ist es gelungen; —
Sie tritt hervor — und, leider! schon geblendet,
Kehr' ich mich weg, vom Augenschmerz durchdrungen.
So ist es also, wenn ein sehnend Hoffen
Dem höchsten Augenblick sich traulich zugerungen,
Erfüllungsthüren findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammen-Übermass, wir stehn betroffen;
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer!
Ist's Lieb? Ist's Hass? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer,
So dass wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichstem Schleier.
So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann abertausend Strömen sich ergiessend,
Hoch in die Lüfte Schaum und Schäume sausend.
Allein wie herrlich diesem Sturm erspriessend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfliessend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben."

Im Zarathustra endet der Hymnus:

Doch du errötest? Sprach ich Unaussprechbares? Lästerte ich, indem ich dich segnen wollte?

Oder ist es die Scham zu Zweien, welche dich erröten machte? — Heissest du mich gehn und schweigen, weil nun — der Tag kommt?

Die Welt ist tief —: und tiefer, als je der Tag gedacht hat. Nicht alles darf vor dem Tage Worte haben. Aber der Tag kommt: so scheiden wir nun!

Oh Himmel über mir, du Schamhafter! Glühender! Oh du mein Glück vor Sonnen-Aufgang! Der Tag kommt: so scheiden wir nun!" —

Unsere höchsten Gedanken dürfen also am Tage, im Treiben der Welt, nicht laut werden, und unser Wollen kann in seiner ganzen Rein-

heit und Unschuld nicht zur Ausführung kommen. Die aufsteigende Sonne redet Zarathustra, als er zum ersten male zu den Menschen geht, also an:

„Du grosses Gestirn! Was wäre dein Glück, wenn du nicht die hättest, welchen du leuchtest!

Zehn Jahre kamst du hier herauf zu meiner Höhle: du würdest deines Lichtes und dieses Weges satt geworden sein, ohne mich; meinen Adler und meine Schlange.

Aber wir warteten deiner an jedem Morgen, nahmen dir deinen Überfluss ab und segneten dich dafür.

Siehe! Ich bin meiner Weisheit überdrüssig, wie die Biene, die des Honigs zu viel gesammelt hat, ich bedarf der Hände, die sich ausstrecken.

Ich möchte verschenken und austeilen, bis die Weisen unter den Menschen wieder einmal ihrer Thorheit und die Armen wieder einmal ihres Reichtums froh geworden sind.

Dazu muss ich in die Tiefe steigen: wie du des Abends thust, wenn du hinter das Meer gehst und noch der Unterwelt Licht bringst, du überreiches Gestirn!

Ich muss, gleich dir, untergehn, wie die Menschen es nennen, zu denen ich hinab will.

So segne mich denn, du ruhiges Auge, das ohne Neid auch ein allzugrosses Glück sehen kann!

Segne den Becher, welcher überfliessen will, dass das Wasser golden aus ihm fliesse und überallhin den Abglanz deiner Wonne trage!

Siehe! dieser Becher will wieder leer werden, und Zarathustra will wieder Mensch werden."

Als Zarathustra seine neuen Tafeln aufstellt, sagte er:

„Denn noch einmal will ich zu den Menschen: unter ihnen will ich untergehen, sterbend will ich ihnen meine reichste Gabe geben!

Der Sonne lernte ich das ab, wenn sie hinabgeht, die Überreiche: Gold schüttet sie da ins Meer aus unerschöpflichem Reichtume, —

— also, dass der ärmste Fischer noch mit goldenem Ruder rudert! Dies nämlich sah ich einst und wurde der Thränen nicht satt im Zuschauen. — —

Der Sonne gleich will auch Zarathustra untergehn: nun sitzt er hier und wartet, alte zerbrochene Tafeln um sich und auch neue Tafeln, — halb beschriebene."

Ihm erscheint die Sonne als die Schaffende, Schenkende, sich Opfernde. Er selbst will schaffen und austeilen und geht in Glut auf,

um die Menschheit zu entzünden und emporzuheben. So heisst es an einer andern Stelle:

„Denn schon kommt sie, die Glühende, — ihre Liebe zur Erde kommt! Unschuld und Schöpfer-Begier ist alle Sonnen-Liebe!

Seht doch hin, wie sie ungeduldig über das Meer kommt! Fühlt ihr den Durst und den heissen Atem ihrer Liebe nicht?

Am Meere will sie saugen und seine Tiefe zu sich in die Höhe trinken: da hebt sich die Begierde des Meeres mit tausend Brüsten.

Geküsst und gesaugt will es sein vom Durste der Sonne; Luft will es werden und Höhe und Fusspfad des Lichts und selber Licht!

Wahrlich, der Sonne gleich liebe ich das Leben und alle tiefen Meere.

Und dies heisst mir Erkenntnis: alles Tiefe soll hinauf — zu meiner Höhe!" —

Bei Goethe ist die Sonne die Freudespenderin, die uns, indem wir sie schauen, Genuss gewährt, die uns durch ihr Licht die Welt erschliesst und überhaupt wohlthuend auf unsere Sinne einwirkt. In der Iphigenie heisst es von den Unsterblichen, dass sie den Menschen

„gerne
Ihres eigenen ewigen Himmels
Mitgeniessend fröhliches Anschaun
Eine Weile gönnen und lassen."

Orest sagt zu Iphigenien:

„habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne,
Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab!"

In Elpenor:

„Dein Auge schaut der Sonne teures Licht."

Iphigenie sagt, dass die Sonne den Himmel vor ihm aufschloss.

Im Prometheus lesen wir:

„Was der Sonne Liebe jemals Frühlingswonne,
— — — — —
Jemals Zärtlichkeit an meinen Busen angeschmiegt."

Die Sonne steigt empor und steht im Mittag, ihre höchste schöpferische Kraft entfaltend. Wenn alle Kräfte des Menschen in Harmonie wirken und das intensivste Schaffen stattfindet, dann scheint die grösste Ruhe zu herrschen; der Mensch ist in sich versunken, einem Schlafenden ähnlich, in sich selig vom höchsten Schaffen und mit der Natur eins. In dem Hymnus „Mittags" sehen wir die Natur in ihrer höchsten schöpferischen Kraft. Zarathustra kam um die Stunde des Mittags „an einem alten und knorrichten Baum vorbei, der von der reichen Liebe eines Weinstocks rings umarmt und vor sich selber verborgen war: von dem hingen

gelbe Trauben in Fülle dem Wandernden entgegen." Er legt sich da nieder und schläft „in der Stille und Heimlichkeit des bunten Grases." „Nur dass seine Augen offen blieben: denn sie wurden nicht satt, den Baum und die Liebe des Weinstocks zu sehen und zu preisen. Im Einschlafen aber sprach Zarathustra also zu seinem Herzen:

Still! Still! Ward die Welt nicht eben vollkommen? Was geschieht mir doch?

Wie ein zierlicher Wind, ungesehn, auf getäfeltem Meere tanzt, leicht, federleicht : so — tanzt der Schlaf auf mir.

Kein Auge drückt er mir zu, die Seele lässt er mir wach. Leicht ist, er, wahrlich! federleicht.

Er überredet mich, ich weiss nicht wie?, er betupft mich inwendig mit schmeichelnder Hand, er zwingt mich. Ja, er zwingt mich, dass meine Seele sich ausstreckt: —

— wie sie mir lang und müde wird, meine wunderliche Seele! Kam ihr eines siebenten Tages Abend gerade am Mittage? Wandelte sie zu lange schon selig zwischen guten und reifen Dingen?

Sie streckt sich lang aus, lang, — länger! sie liegt stille, meine wunderliche Seele. Zu viel Gutes hat sie schon geschmeckt, diese goldene Traurigkeit drückt sie, sie verzieht den Mund.

— Wie ein Schiff, das in seine stillste Bucht einlief: — nun lehnt es sich an die Erde, der langen Reisen müde und der ungewissen Meere. Ist die Erde nicht treuer?

Wie solch ein Schiff sich dem Lande anlegt, anschmiegt: — da genügt's, dass eine Spinne vom Lande her zu ihm ihren Faden spinnt. Keiner stärkeren Taue bedarf es da.

Wie solch ein müdes Schiff in der stillsten Bucht: so ruhe auch ich nun der Erde nahe, treu, zutrauend, wartend, mit den leisesten Fäden ihr angebunden.

* * *

Singe nicht, du Gras-Geflügel, oh meine Seele! Flüstere nicht einmal! Sieh doch — still! Der alte Mittag schläft, er bewegt den Mund: trinkt er nicht eben einen Tropfen Glücks —

— einen alten braunen Tropfen goldenen Glücks, goldenen Weins? Er huscht über ihn hin, sein Glück lacht. So — lacht ein Gott. Still! —

* * *

„Oh Himmel über mir, sprach er seufzend und setzte sich aufrecht, du schaust mir zu? Du horchst meiner wunderlichen Seele zu?

Wann trinkst du diesen Tropfen Tau's, der auf alle Erden-Dinge niederfiel, — wann trinkst du diese wunderliche Seele —

— wann, Brunnen der Ewigkeit! Du heiterer, schauerlicher Mittags-Abgrund! Wann trinkst du meine Seele in dich zurück?"

Einige Andeutungen mögen genügen, wie wir den Mittag im Hochsommer bei Goethe finden. Die Sonne sendet ihre heissen Strahlen herab, kein Wölkchen zeigt sich am Himmel. Das Getreide reift der Sichel entgegen, teilweise steht es schon in Garben gebunden. Wohin wir aufblicken, überall bietet sich uns der grösste Reichtum des vollen, reifen Lebens. —

Die Sonne senkt sich, und die Abenddämmerung beginnt.

Im Faust ist in der Stelle:

„Betrachte, wie in Abendsonnen-Glut
Die grünumgebnen Hütten schimmern.“ etc.

der Schauenslust, und im Zarathustra im ersten und zweiten Tanzliede der Lebenslust ein unvergänglich klassischer Ausspruch gegeben.

Die Mutter im Munde der Dichter und Denker.

Aus „Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung.“ Von *J. G. Klenk*, Lehrer in Cannstatt.

Die Zukunft des Kindes ist immer ein Werk seiner Mutter.
Napoleon I.

Glücklich das Kind, dessen Mutter bei ihm bleibt, die es nicht verlassen muss um der Armut willen, aber es auch nicht verlässt aus Üppigkeit! Selbst die beschränkte, selbst die fehlervolle Mutter ist immer noch die beste Gesellschaft für ihr Kind. Curtman.

Ein irrend Mutterherz, welch Elend hat es schon gestiftet!
Pilz.

Nur einen Schlüssel giebt es, der das Herz
Der Kinder dir erschliesst, er heisst Vertrauen;
Gewannst du ihn, kannst du bei Freud' und Schmerz
Bis in der Kinderseele Tiefen schauen.

O Mutter, halt ihn fest bei Tag und Nacht,
Gebrauch ihn betend, leg ihn betend nieder;
In diesem Schlüssel nur ruht deine Macht,
Verlorst du ihn, nie findest du ihn wieder!
Julius Sturm.

Es ist eine unzählig oft gemachte Beobachtung, dass gerade die Söhne geistig und leiblich von den Müttern erben; und wer es selbst erfahren hat, was die Liebe und der Heroismus einer Mutter vermag, der versteht es, dass so viele Männer erkannt und gepriesen haben, dass, was sie Gutes geworden, sie durch den ersten, bestimmenden Einfluss ihrer Mütter geworden sind. Auch bei andern Völkern hat man es mit Bewunderung ausgesprochen, dass das Beste, was deutsche Männer an Geist und Charakter haben, sich zum grossen Teil auf die Mutter und ihr Wirken in der Familie zurückführen lässt. Die erste Empfänglichkeit der Seele erhält da den Eindruck der Liebe, der Treue und aller Tugend, nicht durch Lehre, sondern auf dem Wege lebendiger Vorbildlichkeit. Wiese.

Vom Vater hab ich die Natur, des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zum Fabulieren.
Goethe.